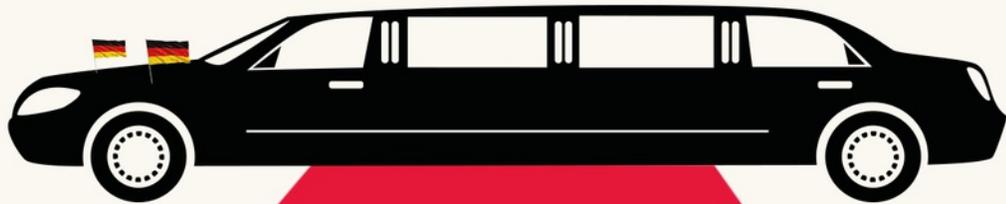




SUSANNE
FENGLER



Fräulein
Schröder

a

ROMAN

aufbau *digital*

2

Am Mittag, als sie nicht mehr verweint, sondern nur noch verschnupft klang, rief Miriam beim besten Friseur der Stadt an und erkundigte sich mit Nachdruck nach einem Termin für denselben Nachmittag. Ihre Mutter hatte einen Geldschein in die Geburtstagskarte gelegt und dazugeschrieben, sie solle sich etwas Schönes kaufen.

Ihr Leben mußte unverzüglich eine gänzlich neue Wendung nehmen. Ab sofort kam es auf die Zukunft an und was sie daraus machte; an die letzten Jahre dachte sie bereits mit einem gewissen Ekel zurück. Sie hatte sich heute mittag von Marc einreden lassen, daß es jetzt wichtig sei, nicht in Trübsal zu versinken, sondern ihr Scheitern als Chance zu begreifen. Keine Ahnung, wo er das aufgeschnappt hatte, aber heute mittag war sie bereit, daran zu glauben. Die Trennung von ihrem früheren Leben würde sich in einer neuen Frisur ausdrücken. Miriam schwebte eine Art gezupfter Schnitt vor, wie die meisten Nachrichtenmoderatorinnen ihn trugen: Haare, die zuversichtlich in die Höhe strebten. Leider schmolzen die guten Absichten in der Sommersonne dahin, und schon in der S-Bahn bemerkte sie, wie ihre Gesichtszüge ihr wieder entglitten und ihre Sicht verschwamm. Zum Glück war der Zug, in den sie am Bahnhof Friedrichstraße einstieg, fast leer, da die Sommerferien immer noch andauerten.

Mit einem Ruck setzte sich der Zug in Bewegung. Miriam starrte durch das Fenster auf die Regierungsgebäude, die auf ihrem Weg zum Savignyplatz an ihr vorbeizogen: Riesige, in der Stadt gestrandete Grauwale säumten ihren Weg, die in der trockenen Septemberhitze zu schlafen schienen. Wie tröstlich wäre das jetzt: schlafen, nichts sein, nichts fühlen. Immer wieder waren ihr seit dem Mittag die brennenden

Augen zugefallen. Auch jetzt dämmerte sie zwischen den Stationen Tiergarten und Bahnhof Zoo ein und schrak hoch, als die S-Bahn quietschend zum Stehen kam. Sie hatte gerade eben – wie lange? ein, zwei Sekunden vielleicht – geträumt, daß sie durch die blendend weiße Zentrale der Macht gelaufen war, durch verwaiste Flure aus hellem Sichtbeton, und daß sie ganz oben in einer Aktenkammer plötzlich auf den Kanzler gestoßen war, der sich dort verkrochen hatte, um zu weinen. *Nicht bestanden*, hatte er geschluchzt und sich von Miriam ein Taschentuch reichen lassen. *Nächstes Jahr werde ich womöglich der erste Kanzler in der Geschichte unserer Republik sein, der nicht wiedergewählt wird.* Als er sie anschaute, sah er eingefallen und vertrocknet aus wie eine Mumie: als hätte seine Trauer oder aber die Hitze, die auf dem Regierungsviertel lastete, alles Leben spendende Wasser aus ihm heraus gesogen. *Sie haben zwölf Monate Zeit*, hatte Miriam ihm geantwortet, *zu beweisen, daß Ihre Kritiker sich irren.*

»Sich irren? Wie meinen Sie das?«

Eine ältere Dame neben ihr sah sie verdutzt an.

»Wie bitte?«

»Sie haben mich gefragt, ob ich beweisen kann, daß ich mich irre.

Oder so ähnlich.«

»Habe ich das? Entschuldigung!«

Miriam sprang auf und schaffte es gerade noch, am Bahnhof Zoo aus der S-Bahn zu flüchten. Erst auf dem Bahnsteig stellte sie fest, daß sie eine Station zu früh ausgestiegen war. Nun würde sie zu spät bei dem Friseur sein, der André hieß und dessen Telefonistin sie eigens darauf hingewiesen hatte, daß sie bitte pünktlich sein solle, denn er habe nur durch einen großen Zufall heute noch eine Lücke in seinem Terminplan frei für sie.

Immer lag sie in letzter Zeit daneben, aber wann hatte es angefangen? Im Studium hatte sie ein Stipendium der Studienstiftung

gehabt und für ihre Magisterarbeit hatte sie sogar noch einen Preis bekommen, doch irgendwann in den vergangenen fünf Jahren mußte sie an einer Weiche, an die sie sich allerdings nicht mehr erinnern konnte, auf eine Art Nebengleis geraten sein. Seither fuhr sie auf unsichtbaren Schienen neben dem Leben her, das eigentlich ihres hätte sein sollen. Den vielbeachteten Aufsatz in *Clio* schrieb nicht sie, sondern die Doktorandin von Professor Heising. Für den Forschungsaufenthalt in Princeton war sie in der Endrunde gewesen, den Zuschlag aber erhielt sie nicht. Ihre Seminare erfreuten sich nur mäßiger Beliebtheit; zum Glück war es in der Altertumswissenschaft noch nicht üblich, am Ende des Semesters Fragebögen zur »Seminar-Evaluation« an die Studenten austeilen zu lassen. Was den Rest anging, hatte Kathrin ohnehin mehr Glück gehabt mit Clemens, einem Cellisten aus München. Und nun ihre Arbeit: nicht der große Wurf, statt dessen ein Bumerang.

Vor dem Schaufenster des Friseursalons fiel ihr ein, daß sie vergessen hatte, wie die Nachrichtenmoderatorin hieß, deren Haarschnitt sie gern haben wollte. Ihre Mutter hatte ihr vor ein paar Monaten diesen Ausriß aus einer Frauenzeitschrift zugeschickt, mit der in Bleistift geschriebenen Anmerkung am Rand, vielleicht wäre das auch etwas für sie. Miriam fühlte das weiche Glanzpapier in ihrer Tasche, während sie vor dem Salon stand und durch die Scheibe die weißen Ledersofas betrachtete, den schokoladenfarbenen Holzfußboden und die hohen Vasen mit den einzelnen Lilien, die geschickt in der Leere des Raums verteilt waren. Einen Moment lang überlegte sie, einfach wieder zu gehen: Sie fühlte sich zu kläglich, um zwischen all diesen stolz aufragenden Lilienstengeln zu bestehen, zu zittrig um die Knie herum, um ihren Platz ohne Ausgleiten auf dem Parkett zu erreichen, und noch war sie unerkannt, anonym, beliebig. Während sie unentschlossen auf die zwei Espresso-Tassen auf einem

niedrigen Tischchen starrte, eilten hinter ihr Schritte über den Bürgersteig. Eine Tür klappte, und ein Auto zog geschmeidig davon. Miriam drehte sich rasch um, konnte aber nur noch einen dunklen Wagen erkennen, der um die nächste Ecke bog. Als sie sich wieder dem Salon zuwandte, sah sie, daß der einzelne Mann, der drinnen auf einem der Sessel saß, ebenfalls dem Auto nachschaute. Ihre Blicke trafen sich. Jetzt konnte sie nicht mehr davonlaufen.

Sie gab sich einen Ruck, trat ein und nannte der Frau am Empfang ihren Namen. »Frau Schröder, ja«, sagte die Frau. »Nehmen Sie doch bitte schon einmal Platz.« Sie wies auf den Sessel neben dem Stuhl, den der Mann belegte. Der Sitz war noch warm und umgeben von einem Kranz aus Haarbüscheln – als habe vor ihr ein Tier auf dem Stuhl genistet oder sich gemausert. Der Mann neben ihr warf der Empfangsdame einen Blick zu, worauf diese sofort eine Entschuldigung murmelte und nach einem Besen griff, um die Haare sorgfältig fortzukehren.

»André erholt sich einen Augenblick und kommt dann entscheiden, wen er als nächstes bedient, Sie oder Herrn Knauer. Er ist heute allein im Salon«, sagte sie. »Espresso?«

Herr Knauer sah von seiner *Süddeutschen Zeitung* auf, als er seinen Namen hörte, und errötete ganz leicht. Eine Viertelstunde verging, bis die Vorhänge hinter der Kasse sich teilten und André weihevoll den Salon betrat. »Zu Ihnen komme ich gleich, Herr Knauer – wenn Sie erlauben, daß ich zuerst die Dame nach ihren Wünschen frage. Hallo?«

»Hallo«, sagte Miriam. »Ich hätte gern die Haare – kurz. Ganz kurz.«

»Mutig!« André ließ seine Hände mehrmals durch Miriams Haare gleiten. »Kurz«, wiederholte er dann, »und wie haben Sie sich das genau vorgestellt? Rospel? Bob? Fönfrisur?«

Ärgerlich, daß ihr nicht einmal der Name der Sendung einfallen wollte! Das kam davon, wenn man nie fernsah. Der Zeitungsausschnitt

befand sich körperwarm in ihrer Hosentasche, aber sie wollte nicht, daß man annahm, sie läse *Brigitte* oder gar das *Journal für die Frau*, schließlich konnte sie ja nicht in einer Fußnote dazu erläutern, daß sie selbst seit ihrem achtzehnten Lebensjahr keine Mark mehr für eine Frauenzeitschrift ausgegeben hatte, sondern schon im dritten Semester Abonnetin von *Clio - Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Papyruskunde* geworden war, zu einem Zeitpunkt, als die meisten ihrer Kommilitonen nicht einmal wußten, in welchem Regal der Bibliothek *Clio* stand. Ach, es war zwecklos. »Ich habe mich noch nicht entschieden«, sagte sie.

André versuchte, eine verknotete Locke mit einem Kamm zu entwirren, aber die Locke sträubte sich, und so gab er schließlich auf und hüllte Miriam in einen schwarzen Umhang ein, aus dem sie bleich wie ein Gespenst herausschaute. »Nun, ich schlage vor«, sagte er, »ich nehme erst einmal die ganze Länge weg, danach lasse ich Ihnen die Haare waschen, und anschließend sehen wir weiter. - In der Zwischenzeit dann zu Ihnen, Herr Knauer.« Er zwängte Miriams Haare in einen Pferdeschwanz und besorgte sich eine Schere.

Miriam verkroch sich in ihren Umhang. Sie fürchtete sich vor dem trockenen Ratschen, mit dem die Schere ihr Haar durchtrennen würde - die Nabelschnur, die sie mit ihrer Vergangenheit verband. Ihre Haare zeigten das Verstreichen ihrer Zeit an: Die Enden waren noch immer ausgebleichen von der Sonne im Fayum, wo sie einmal drei Monate lang bei Grabungsarbeiten hospitiert hatte. Der künstliche Rot-Ton, der sich leider hartnäckig in einigen Strähnen hielt, legte Zeugnis ab von der mißglückten Beziehung zu Cedric, der in Kunstgeschichte über Botticelli promovierte. Schließlich das kurze graue Haar, das wie eine Antenne aus ihrem Scheitel aufragte: Eigentlich hatte sie es neulich ausgerissen, aber offenbar wuchsen graue Haare schneller und kräftiger nach als der Rest. André öffnete die Schere. Plötzlich hörte